

Herrscherin im Land. Wie die Erde, die alles hervorbringt, so ist sie die Mutter von allen. Deshalb hat man immer Frauen an die Spitze gewählt.

Eine Clan-Mutter muß dieselben Qualifikationen mitbringen wie ein Häuptling. Aber sie ist — wir gebrauchen das Wort „höher“ nicht gem — aber sie ist höher als die Männer, in vieler Hinsicht.

Sie bestimmt den Häuptling. Sie sucht unter den Männern einen aus, der ihr am geeignetsten scheint, und dann diskutiert sie diesen Vorschlag mit dem Clan. Das war schon immer so und das ist sicher auch gut so, denn eine Frau kennt die Bedürfnisse ihres Volkes besser, und den zukünftigen Häuptling von Kind auf, weiß, wie er aufgewachsen ist. Sie kann am besten beurteilen, was für ein Mann er ist.

Um Häuptling zu werden muß er selbst eine Familie haben, damit er — wie die Clan-Mutter — das richtige Gefühl für Verantwortung kennt.

Die Clannmutter wird von allen Männern und Frauen aller Clans des Stammes gewählt; allerdings nicht unter Konkurrenz mit einer anderen; es wird nur eine vorgeschlagen und darüber diskutiert.

Nach außen hin sind es die Häuptlinge, die den Stamm repräsentieren, für ihn sprechen. Doch was hier jetzt passiert, die Entscheidung für den Widerstand, ist gemeinsam mit den Clan-Müttern im Stammesrat getroffen worden. Im Stammesrat diskutieren nur die Häuptlinge, aber er ist öffentlich, das Volk hört zu und kann auch sprechen. Auch die Clan-Mütter hören dann nur zu; sollte ihnen aber die Entscheidung der Häuptlinge nicht gefallen, dann können sie diese verhindern.

Der Stammesrat ist aber nur das letzte Glied beim Zustandekommen einer Entscheidung; Alles geht erst mal vom Volk aus und wird zuerst den Clan-Müttern vorgetragen, die es dann mit den Häuptlingen besprechen. Die Leute glauben oft, ein Häuptling entscheidet alles alleine. Er ist aber eher sowas wie bei euch ein Minister, der zwar auch Entscheidungen fällt, aber er wird sich hüten, das gegen den Willen des Parlaments zu tun. Denn die Clan-Mütter können den Häuptling auch absetzen.

Noch vor 25 Jahren haben die Töchter das Land geerbt (die Mohawk lebten, bevor ihr Reservat durch Chemie- und Aluminiumindustrie verseucht wurde, von Landwirtschaft und Jagd), und wenn sie heirateten, zog der Mann zu ihnen. Aber dann hat die amerikanische und die kanadische Regierung uns den Stammesrat aufgezwungen, und nun sind die Männer die Herren im Haus und die Söhne erben das Land. Die Regierung hat uns mehr oder weniger nahegelegt, daß die Männer das Sagen haben sollten, und das taten sie dann auch.

Aber heute, wo wir uns wieder auf unsere Traditionen besinnen, wird auch das wieder rückgängig gemacht werden müssen, so daß die Frauen wieder überall an der Spitze stehen."

Dieser aufgezwungene Stammesrat, der nicht von Frauen ausgesucht worden war, hatte beschlossen, das Reservat einzuzäunen. Die traditionell eingestellten Mohawks widersetzten sich diesem Vorhaben, und die amerikanische Polizei begann ihre Führer zu verhaften und ins Gefängnis zu stecken. Um diese zu schützen und um ihren Widerstand zu stärken, verließen viele Mohawks ihre Häuser und zogen zusammen in ein Camp, das sie mit Waffen gegen die Polizei verteidigten. Als es Winter wurde, bauten sie sich ein Küchen- und ein Schlafhaus, wo sie zu mehreren Hundert Menschen gemeinsam wohnten. Welche Umstellung bedeutete dies für die Frauen:

„Wenn du allein lebst mit deiner Familie, muß geputzt werden, drei Mahlzeiten müssen gekocht werden, die Wäsche und all die tausend Dinge und das jeden Tag aufs neue, das bleibt alles an dir hängen, denn du bist ja allein. Hier aber kochst du z. B. nur eine einzige Mahlzeit; wenn du das Frühstück kochst für alle, bist du dann den ganzen Nachmittag frei, Mittagessen und Abendessen kochen dann andere Frauen.

Auf diese Weise habe ich viel mehr Zeit für meine eigenen Angelegenheiten oder für meine Kinder. Oder wir setzen uns mit den jungen Mädchen zusammen, denn junge Mädchen haben eine Menge Fragen, die sie leichter einer anderen Frau stellen, als ihrer eigenen

Mutter. Auch meine eigenen Kinder habe ich ab und zu gefragt: Wollt ihr lieber wieder nach Hause? — „Um Gottes Willen! Hier ist es viel besser!“ Hier finden sie viele andere Kinder in ihrem Alter, und sie finden auch andere Eltern, und auf diese Weise hat ein Kind nicht nur eine Mutter, sondern mehrere, und das ist besonders wichtig bei den Mädchen in der Pubertät, daß sie nicht nur eine Mutter haben.

Unsere Kinder sind aufgewachsen im „American Way of Life“ und viele sind hierhergekommen als Alkohol- und Drogensüchtige. Hier im Camp sind Drogen — aber auch Alkohol — grundsätzlich verboten. Viele der Mädchen und Jungen kamen hierher, um davon loszukommen, und einige sagten: „Das ist der einzige Ort, wo ich es schaffen kann!“

Viele Probleme unserer Kinder entstehen erst durch die Schule. Was ist denn das auch für eine Erziehung! Bei uns hier lernen sie mit anderen Menschen auszukommen, mit ihnen zusammenzuleben, mit ihnen zu teilen, was sie haben, mit ihnen zu arbeiten — für mich ist das Erziehung!

Aber in der Schule der Reußen lernt man nur für sich selbst; und was du begriffen hast, behältst du für dich. Und überall diese Diplome! Überall mußst du Schwarz auf Weiß bestätigt haben, was du gelernt hast!“

Irokesen schlagen ihre Kinder grundsätzlich nicht; was geschieht aber, wenn eine Frau geschlagen wird von ihrem Mann! Was geschieht, wenn Familienkrach aufkommt?

„Gerade mit den jungen Ehepaaren, die aus diesem „American Way of Life“ kommen, haben wir oft Probleme. Normalerweise werden dann die Clan-Mütter geholt und die nehmen sich der Frau an, und die Häuptlinge knöpfen sich den Ehemann vor, reden mit ihm und versuchen so, das Problem zu lösen.

Zu Hause waren wir Frauen meist allein. Hier aber haben wir Aufgaben, die für uns wirklich neu sind und wir lernen eine Menge und wir lernen nicht alleine, sondern zusammen mit anderen Frauen. Also ich möchte das nicht mehr missen!

Zu Hause dachte ich meistens nur an mich selbst, aber hier sehe ich, was sich alles tut. Ich weiß nicht, warum wir jemals aufgehört haben so zu leben!“

2.2 Matriachale Weltbilder ⁿ Alt-Europa, im Spiegel der Symbolkultur

Vorbemerkung zu **diesem Kapitel**: „Frauen, das

erste Geschlecht“

Von den frühesten Anfängen in der Altsteinzeit bis heute sollen Männer die „Leistungsträger der soziokulturellen Evolution“ gewesen sein; in Geschichtsschreibung und Historienmalerei (Abb. 2 und 3) werden sie uns immer wieder als die ersten Beschützer, Ernährer und Künstler vor Augen gestellt. Das hatte ich bereits im Kapitel 1.4.1. kritisiert und behauptet, daß kulturhistorische Daten dafür keine Anhaltspunkte liefern. In diesem Kapitel will ich nun illustrieren, daß ganz im Gegenteil die soziokulturelle Bedeutung von Frauen zunehmend überliefert wird, je weiter wir in die Geschichte zurücksteigen; in den Jahrtausenden der Steinzeitkulturen schließlich ein „männlicher Anteil“ an ihnen so gut wie unsichtbar: das heißt, es gibt nur sehr wenige und oft schwer identifizierbare Darstellungen von und mit Männern in der Kunst, und entsprechend fehlen für Männer in der Symbolsprache die Worte.

— Dieses Entwicklungsmuster läßt sich für die Kulturen aller Erdteile ähnlich rekonstruieren; ich beschränke mich hier aber auf Beispiele aus (Alt-)Europa: auf einige sprach- und mythengeschichtlichen Materialien, hauptsächlich aber auf archäologische Funde und Forschungsergebnisse. Denn sie vermitteln *authentische Selbst-Porträts, bewußte Selbst-Darstellungen* der Menschen und ihrer Kulturen in vor-schriftlicher Zeit, wie sie der Boden hergab. Im Spiegel dieser Kunst, im gesamten ästhetischen Bereich, erscheinen Frauen als „Nabel der Welt“ in einem prinzipiell weiblich ausgestalteten Werte- und Symbolsystem, als Verkörperungen einer weiblichen Kosmologie. Ich deute auch jeweils das weitere historische Schicksal dieser Gestalten und Symbole an, ihre Transformationen und Metamorphosen, mit ihrer erstaunlichen Kontinuität im Wandel; wie sie nach patriarchalen Umwälzungen assimiliert oder auch heimlich weiter in ihrer alten Macht verehrt werden, zum Teil bis heute.

Bei der gegenwärtigen Renaissance ganzheitlicher und organischer Weltbilder finden die alten Göttinnen-Religionen in Teilen der Frauenbewegung und ökologischen Gruppen wieder neues Interesse, auf der Suche nach einer Versöhnung von materiellen und geistigen Bedürfnissen, von Politik und Spiritualität (vgl. dazu das Kap. 4.5.)

Zunächst einige sprach- und mythengeschichtliche Hinweise auf frühe matriachale Weltanschauungen.

Die Khasi sagten: „Aus der Frau entsprang der Clan“. Minangkabau, Khasi und andere, wie erwähnt, sprechen von der mütterlichen Sippe als „ein Leib“, aus dem sie abstammen. Solche Auffassungen scheinen heute exotisch fern und fremd; aber wenn wir uns auf eine Zeitreise rund um die Welt begäben, so fänden wir sie umso einhelliger vertreten, je weiter wir in der Zeit zurückgehen. Solche Auffassungen liegen auch in der Vorgeschichte unserer Mitte. Im eurasischen antiken Vorläufer-Kulturen begraben, — aber nicht so tief, daß sie sich nicht noch rekonstruieren ließen. Linguistisches Beweismaterial für eine ursprüngliche Mutterfolge zeigt z. B. an dem typisch griechischen Clan-Namen, daß er „... auf einem Element 'id' beruht, das im Griechischen weiblich ist. Daraus folgt, daß in ältester Zeit die Frauen, nicht die Männer als Vertreter des Clans angesehen wurden... Das Wort 'adelphos' ('Bruder') heißt 'dem gleichen Mutterleib entstammend'... Doch wieviele (Schuljungen) sind zu der Frage ermutigt worden, warum denn vom Bruder eigentlich gesagt werden müßte, daß er 'aus demselben Mutterleib stammt!' Es gibt sogar Berufsgelehrte, die nie danach gefragt haben. Der Geist des Fragens ist der Anfang der Weisheit.“ (zusammengefaßt und zitiert nach Thomson 1974, S. 108/109). Und noch in Homers „Odyssee“ findet sich eine Fülle von Hinweisen auf matriachale Überbleibsel sowie verschiedene Übergangserscheinungen zum patriarchalen System (dazu Hirvonen 1968). Dabei werden durchaus irdische Erscheinungen beschrieben. Aber zu einem Weltbild gehören auch Himmel und Religion, Mythen und Ursprungslegenden. So hat es den Anschein, daß männlichen Welterschöp-

fungsgeschichten stets ältere weibliche vorausgehen. Das trifft auch im Fall der antiken Griechen zu. Der olympische Schöpfungsmythos — aus patriarchaler Zeit — ist bekannt: Am Anfang aller Dinge tauchte Mutter Erde aus dem Chaos und gebar im Schlafe ihren Sohn Uranos... Älter sind der homerische und der orphische Schöpfungsmythos, die wiederum den ältesten, den prähellenisch-pelasgischen Schöpfungsmythos in ihrem Sinne abwandeln. Von ihm überlebten „nur beunruhigende Fragmente“, die Robert von Ranke-Graves wieder zusammengefügt hat; mich als spätpatriachale Beobachterin „beruhigt“ dagegen eher an diesem Mythos, daß sich so viele Elemente in ihm finden, die wir unter den Hauptcodes eines matriachalen Weltverständnisses wiederfinden werden.

„Am Anfang war Eurynome, die Göttin aller Dinge. Nackt erhob sie sich aus dem Chaos. Aber sie fand nichts Festes, darauf sie ihre Füße stellen konnte. Sie trennte daher das Meer vom Himmel und tanzte einsam auf seinen Wellen. Sie tanzte gen Süden; und der Wind, der sich hinter ihr erhob, schien etwas Neues und Eigenes zu sein, mit dem sie das Werk der Schöpfung beginnen konnte. Sie wandte sich um und erfaßte diesen Nordwind und ließ ihn zwischen ihren Händen. Und, siehe da! es war Ophion, die große Schlange. Eurynome tanzte, um sich zu erwärmen, immer wilder und wilder, bis Ophion, lüstem geworden, sich mit ihr paarte...“

Dann nahm Eurynome die Gestalt einer Taube an, ließ sich auf den Wetten nieder und legte zu ihrer Zeit das Welt-Ei. Auf ihr Geheiß wand sich Ophion siebenmal um dieses Ei, bis es ausgebrütet war und aufsprang. Aus ihm fielen all die Dinge, die da sind: Sonne, Mond, Planeten, Sterne, die Erde mit ihren Bergen und Flüssen, ihren Bäumen, Kräutern und lebenden Wesen. Eurynome und Ophion schlugen ihr Heim auf dem Berge Olympos auf. Hier rief er ihren Unwillen hervor, weil er behauptete, der Schöpfer der Welt zu sein. In ihrem Zorn trat sie ihm mit der Ferse auf den Kopf, schlug ihm dabei die Zähne aus und verbannte ihn in die dunklen Holden unter der Erde.

Die nächste Tat der Göttin war die Erschaffung der sieben Planeten. Über jeden setzte sie eine Titanin und einen Titanen...“ (Nach Ranke-Graves 1960, S. 22; Hervorhebungen C.R.)

Ranke-Graves legt diese Schöpfungsgeschichte so aus:

„In diesem archaischen religiösen Weltbild gab es weder männliche Götter noch Priester, sondern nur die Weltgöttin und ihre Priesterinnen. Frauen waren das herrschende Geschlecht und Männer ihr angsterfülltes Opfer. Vaterschaft wurde nicht gewürdigt und Empfängnis dem Winde, dem Essen von Bohnen oder dem zufälligen Verschlucken eines Insekts zugeschrieben. Die Erbfolge war matrilinear, und Schlangen wurden als Wiedergeburt der Toten betrachtet. Eurynome ('Weites Wandern') war der Name der Großen Göttin, die als Mond am Himmel entlangzog. Ihr sumerischer Name war Iahu ('Erhabene Taube'), ein Titel, der später an Jehova, den Schöpfer, überging.“

Im Anfang war das weibliche Prinzip. Oft heißt es Chaos, und es manifestiert sich in weiblichen Wesen: in parthenogenetischen, aus sich selbst gezeugten Göttinnen, oder es wird ein Weltenei aus Tauben und Chaos-Gänsen geboren; auf Denkmälern heißt sie „Die Mutter der Morgensonne, die Schöpferin der Abendsonne, welche gewesen ist, als nichts war, und welche geschaffen hat, was nach ihr war.“ Sie wird auch unter dem Namen Isis in Tempelinschriften ganz eindringlich als „Kultur-Hera“ dargestellt, als Begründerin aller damaligen Zivilisation:

„Isis schaffte den Kannibalismus ab, heilte Krankheiten durch Medizin und Magik, gründete die legitime Ehe und zeigte, wie man Getreide zwischen zwei flachen Steinen mahlt und Brot für den Haushalt zubereitet. Sie erfand den Webstuhl mit Hilfe ihrer Schwester Nephtys und war die erste, die Leinen wob und bleichte.

Die Göttin erfand die Schrift und war die erste Historikerin, die, welche zuerst geschrieben hat, welche das Wort Palast zum Ausdruck bringt, welche mit eigenen Fingern die Geschichte des Königs niederschreibt, die, welche die Jahre verlängert, die zuerst den Maßstab ausgespannt hat, die zuerst den Grundstein gelegt hat, die Herrin des Bauens.“ (nach Schreier 1978, 5.13)

Über den Kannibalismus als rein männliche Angelegenheit hat Evelyn Reed (1975, S. 40ff.) anthropologische Belege zusammengetragen. Frauen werden als Erfinderinnen der Schrift genannt; daß sie auch die Erfinderinnen der Sprache seien, wies Richard Fester in seinen „Protokollen der Steinzeit“ nach: die ersten Ur-Worte drücken eine weiblich empfundene und wahrgenommene Welt in weiblichen Begriffen aus (Fester 1974 und 1979).

Auf die Ursprungsmythen will ich hier nicht weiter eingehen, sie sind in den letzten Jahren für eine zunehmend größere Öffentlichkeit publiziert worden. Ich will vielmehr die alten matriarchalen Weltbilder ikonografisch beschreiben — das heißt, an dem, was die Archäologie zu ihrer Rekonstruktion beiträgt. Denn innerhalb der Matriarchatsdiskussion werden gerade diese eindrucksvollen und höchst plastischen Befunde übersehen und vernachlässigt.

2.2.1. Die Archäologie als „Wissenschaft der Unterwelt“ und ihr Beitrag zu einer matriarchalen Ikonografie

a. Die Geschichte der Frauen ist die Vor-Geschichte

Je weiter wir in der Geschichte Alt-Europas und Vorderasiens zurückgehen, desto stärker treten weibliche Gestalten in den Vordergrund: in schriftlicher und in bildlicher Überlieferung, quantitativ und qualitativ; im Mittelpunkt des soziokulturellen Lebens stehen sie dann in der sogenannten *Vor-Geschichte*. Vor-Geschichte definiert sich aber nicht nur durch ihren Zustand der Schriftlosigkeit, sondern wird auch nach geschlechterpolitischen Kriterien bestimmt. So verhielt es sich beispielsweise bei den antiken Griechen. Sie lassen ihre Geschichte, ihre Zeitrechnung mit dem Jahr 776 v.u.Z. beginnen, dem Jahr der Olympiade. Zu diesem Zeitpunkt schien nämlich die männliche Vorherrschaft nach einer unruhigen Periode geologischer Katastrophen und irdischer Umstürze einigermaßen gesichert. Die Jahrtausende davor, und schon die nur wenig ältere minoische Kultur des 2. Jahrtausends v.u.Z., galten ihnen nun als „graue Vorgeschichte“: verdrängt, weil mutterrechtlich. (Vgl. dazu Kap. 3.3.1. über die Korrelation von Patriarchatsrichtung und Kalenderreform mit gravierenden kosmischen und geologischen Umwälzungen.)

b. Die Kontinuität im Wandel.

Auf dem Weg von den Urbildern zu ihrer heutigen Gestalt und Interpretation entfaltet sich keineswegs nur eine wechselvolle Geschichte der Verluste; faszinierend ist mindestens ebenso ihre Kontinuität im Wandel, die Geschichte ihrer Macht und Überleben skizziert. Dabei muß immer wieder der Schleier phallokratischer Umdeutungen von den Funden abgezogen werden; denn viele Archäologen, Paläontologen und Kulturforscher übernahmen in den letzten hundert Jahren nur allzu bereitwillig trivial-freudianische Auffassungen: schlichten Geistes, wähten sie in jedem auch nur einigermaßen schräg oder hoch aufgerichteten Gegenstand gleich den kostbaren Phallus und seine „Macht“ abgebildet. (Zu den „Plünderern der Symbole“ vgl. Rentmeister 1979a, S. 225ff.)

Im übrigen glaube ich, daß — aufgrund der aktuellen Überentwicklung der Werkzeugkultur — die Bedeutung der Symbolkultur weit unterschätzt wird. Eher verhält es sich so, wie es einmal einer zur Verteidigung von Johann Jacob Bachofen und seiner Symbolkunde des Mutterrechts gesagt hat:

„Alle echte Überlieferung bewegt sich in Symbolen. Die Sitte vor allem ist durch und durch symbolisch: wie wir uns kleiden, wie wir speisen, wie wir uns bewegen und handeln, das alles ist lebendiger, sich erhaltender Ausdruck . . . (Der romantische Geschichtsphilosoph) wird in das hinuntersteigen, was Albrecht Dürer die *„Unterwelt der Kultur“* genannt hat. Die wissenschaftliche Geschichtsbeschreibung ist ganz auf die Oberwelt der Kulturen eingestellt. Auch wo sie das Volk, die 'Masse' in ihre Forschung einbezieht, bleibt ihre Methode 'oberweltlich', das heißt männlich und kritisch.

Die romantische Philosophie der Geschichte dagegen erfährt in den Symbolen die Überlieferung das geheime Leben der unterweltlichen Mächte. Das sind *die* Mächte, die das Volk kennt und mit leisem Grauen betrachtet: *das Leben und der Tod* . . . Es denkt konkret-symbolisch, es sieht den Einzelnen immer im Zusammenhang mit seiner Umwelt und seiner Sippe; es kennt keinen Menschen, sondern nur Männer und Weiber.“ (zit. nach Heinrichs 1975, S. 136ff.)

c. Noch eine Begriffserklärung: was heißt Ikonografie?

In der Kunstgeschichte meint man damit das Gegenteil der formalen, rein stilgeschichtlichen Betrachtungsweise, der sogenannten Faltenkritik. Ikonografie, „Schreiben über Bilder“, heißt die Entstehung eines Bildthemas zurückverfolgen, seinen Wandel, die Aufnahme neuer Inhalte, und die Zusammenhänge mit anderen kulturellen Bereichen darzustellen. Bei diesem Verfahren, Bilder und Symbole in ihrem Bezugsrahmen zu untersuchen, können wir durchaus alles bloß *Allegorische* ausgrenzen, wir können begründen und entscheiden, ob gewissen weiblichen Gestalten und Symbolen nur scheinheilig auf Podesten und Altären gehuldigt wird (Abb. 1 und 49), oder ob reale Macht in Frauen personifiziert ist.

„Weshalb stellten die Römer dann aber das Recht als Frau dar? . . . Auch die Weisheit wurde sowohl von den Griechen (Sophia) wie von den Römern (Sapientia) als Frau verehrt. Das Bürgertum hat all diese Figuren bis in unsere Tage übernommen . . .

Nirgends tritt die Widersprüchlichkeit des Patriarchats deutlicher in Erscheinung als in diesen Gestalten, die aus dem Mutterrecht übernommen worden sind und dem Vaterrecht als Rechtfertigung für die Unterdrückung der Frau dienen; denn wenn man die Frau

als Symbol verehrt, entledigt man sich der Pflicht, ihr auch als lebendes Wesen Ehre zu erweisen; wenn man sie als Gerechtigkeit, als Freiheit, als Weisheit symbolisiert, braucht man ihr in der Realität keine Freiheit, keine Gerechtigkeit zu geben und kann ihre Weisheit gestrost mit Füßen treten. Hier deckt das Patriarchat also sein schlechtes Gewissen auf und zeigt gleichzeitig, wie man es durch Aufdeckung besänftigt." (Bomemann 1975, zit. nach Rentmeister 1977a, S. 261 in einem Aufsatz über „Berufsverbot für die Musen“, zur Frage „Waarum sind so viele Allegorien weiblich?“),

Ich betrachte die Symbolkultur durchaus in dem Bewußtsein, daß Menschenrechte und Menschen Wirklichkeit, geschriebenes Recht und Rechtswirklichkeit, Religion und Glaubenspraxis, Kunst und Leben innerhalb einer Kultur in einem Spannungsverhältnis stehen können, bis hin zur völligen Abtrennung; oder daß angeblich allgemeingültige Symbole scheinbar ganz unvereinbare Bedeutungen annehmen können: „im Zeichen des Kreuzes“ formierte sich „unserer“ abendländische Kultur — für die einen bedeutet es noch heute das Symbol der Erlösung, andere halten es für ein Symbol von Glaubenskriegen, von Inquisition, Folter und Sadismus. Der Blick auf matriachale und/oder vorgeschichtliche Verhältnisse macht dagegen klar, daß nicht immer und überall solche Widersprüche „Kunst“ und „Leben“, Form und Inhalt zerissen haben.

2.2.2. Ausgewählte Beispiele für matriachale Symbole und Gestalten und ihre Metamorphosen

Betrachten wir die Symbolisierungen der frühen Matriachate, anhand der Kunst-Funde, die der Boden in Europa, dem Nahen Osten und Vorderasien hergegeben hat, und tun einige Seitenblicke auch auf andere Kulturen. Zeitlich bewegen wir uns von der jüngeren Altsteinzeit (Paläolithikum, ca. 40.000 bis 10.000 v.u.Z.) bis hin zur Neusteinzeit (bis etwa ins Jahr 3.000 v.u.Z.) und Kupferzeit; das Mesolithikum lasse ich hier aus dem Spiel, wegen der problematischen und stark differierenden Datierungen dieser Periode. Die jüngere Altsteinzeit ist geologisch identisch mit der letzten Phase der vierten Eiszeit, und gilt ökonomisch als Stufe der „Jäger und Sammlerinnen“. Die Wende zur Neusteinzeit wird durch die „neolithische Revolution“ markiert: durch die Erfindungen von Ziegelbau, Keramik und Töpferscheibe und durch den Übergang zur produzierenden Wirtschaftsweise, mit Ackerbau und Gartenbau, und damit auch zur Siedhaftwerdung in Dörfern. Die Einführung dieser Neuerungen wird Frauen zugeschrieben, und ihre zentrale Stellung hängt mit der Ausübung der entsprechenden Tätigkeiten zusammen. Historische Machtverschiebungen zuungunsten der Frauen ereignen sich in mehreren Phasen; ein bedeutender, wenn nicht der entscheidende Schub zumindest für die Kulturen des Mittelmeerraumes ist mit dem Beginn der Bronzezeit abzulesen, spätestens um 1.500 v.u.Z.; mit der Eisenzeit schließlich, ab 800 v.u.Z., konsolidieren sich die neuen patriarchalen Verhältnisse; nach der Weltalterlehre der Griechen ist nun das „eiserne Geschlecht“ an der Macht, und es kehrt mit eisernem Besen.

Drei Autorinnen möchte ich vorneweg nennen, die das Material zu diesem raumzeitlichen Rahmen grundlegend bearbeitet haben: für das Paläolithikum, „Die Frau im Kult der Eiszeit“, Marie E.P. König; für Alteuropa in der Zeit von 7.000 bis 3.500 v.u.Z. die unübertroffenen Arbeiten von Marija Gimbutas, leider nicht in deutscher Übersetzung erschienen („The Gods and Goddesses of Old Europe“, 1974 - mit Alteuropa ist dessen vorindoeuropäische Epoche gemeint); und für den Nahen Osten, die kanaanitische, vorhebräische Zeit im Gelobten Land, als dort noch „Milch und Honig“ fließen, und man und frau noch der Ascherah opferten, die Arbeiten von Merlin Stone („When God was a Woman“ 1976). Reiches Material (Abbildungen, Chronologien) vor allem zur paläolithischen Frauendarstellung außerdem bei Delporte 1979 („L'image de la femme dans l'art préhistorique“). In Alt- und Neusteinzeit kommen stark überwiegend, teils (fast) ausschließlich weibliche Darstellungen, in Zeichnungen, Ritzungen, Malereien und Plastiken ans Licht — aus Gräbern, Siedlungen, Schreinen, Wohnhäusern, Höhlen, von Abris (Felsüberhängen), und so weiter.

An und um ihren Körper tragen sie Zeichen und Symbole, die mit weiblichen Prinzipien und Wertsystemen in Verbindung gebracht werden können; sie lassen die vorgeschichtlichen Frauen als Herrinnen des Lebens und des Todes erkennen, als Gute und Schreckliche Mutter, als Herrinnen der Pflanzen und Tiere, als „Große Göttin“ und Mutter des Himmels und der Erde, in ihren chthonischen, astralen und tellurischen (unterweltlichen, himmlischen und irdischen) Reichen.

Auch wenn ich selbst ja von „Matriachaten“ spreche und auch gelegentlich den Terminus „Große Mutter“ übernehme, möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich hervorheben, daß die Große Göttin zuerst ein Single, eine alleinstehende und selbständige Frau war. Das fällt auch aufmerksamen Archäologen immer wieder auf. Helck schreibt:

„Eindeutig ist ursprünglich die Gestalt der Großen Göttin selbständig; die Verbindung mit einem anderen Gott, so besonders dem Wettergott, ist sekundär und erst in einzelnen Theologien entwickelt worden.“

Ebenso unzweifelhaft ist die Tatsache, daß die Große Göttin ursprünglich und auch weitgehend in späteren, geschichtlichen Zeiten keine Muttergöttin gewesen ist in dem Sinn, daß sie als Gebärende und Schützerin, Emählerin und Amme eines Kindes auftritt.“ (Helck 1971, S. 284/285)

Alt dagegen ist das dreifaltige Bild der Göttin, das aber meist drei Aspekte ein und derselben Person darstellt, und der Typus der „Zwillingsgöttinnen“, in dem zwei ganz gleiche Frauengestalten auseinander knospen oder miteinander verwachsen erscheinen.

Unbestreitbar lassen die vorgeschichtlichen Funde unseren Interpretationen großen Spielraum, und vieles, auch von dem hier Gesagten, bleibt höchst hypothetisch. Wolfgang Helck hat in seinen „Betrachtungen zur Großen Göttin“ ein Grundproblem der Archäologie beschrieben, wenn sie es mit der vorgeschichtlichen Zeit zu tun hat:

„Der Ausgangspunkt sind die Figürchen, und in der Entwicklung der Figürchen läuft

eigentlich die urtümliche Vorstellung weiter. Jedoch ist diese kaum zu verfolgen, weil sie unterhalb der Schwelle der Literalität (schriftlichen Überlieferung) liegt und nur archäologisch nachzuweisen, aber nicht zu deuten ist. Aus diesem Hauptstrom der Vorstellungen entwickelt die Theologie Göttergestalten, die zwar immer den Wesenskern beibehalten, aber sowohl im Charakter wie äußerer Gestalt der Göttin Veränderungen erleiden, *es kann dann zu einem Nebeneinander von Volksreligionen und der Theologie kommen*, die sich beide weit voneinander entfernen.

Andererseits bringen besonders Katastrophen oder das Eindringen illiterater Völker in das Kulturgebiet . . . neue Entwicklungen hervor, bei denen aus dem Wesen und der Gestalt des 'Idols' wieder eine neue Göttin entwickelt werden kann . . .

(Wir haben) auch bei den Figürchen mit Sinnveränderungen und Wertschwankungen zu rechnen. Vom Bild einer Gottheit können sie bis zur anuminosen Puppe betrachtet worden sein; wer sie aufstellte, kann in ihr einen gefährlichen Machtträger oder ein zwar von der Tradition gefordertes, aber 'sinnloses' Etwas gesehen haben . . . Ja, hier und da mag sogar das alte heilige Bild zum Kinderspielzeug abgesunken sein . . ." (Helck 1971, S. 284-286, Hervorh. C.R.)

Ganz so finster sieht es aber auch wieder nicht aus; denn die Eingebundenheit der Frauenfigurinen in Fundzusammenhänge und Symbolsysteme erlaubt doch gewisse Schlüsse — zumindest aber Aus-Schlüsse. Zum Beispiel können die zahlreichen, als Grabbeigaben gefundenen Frauenfigürchen eben keine „Konkubinen“ darstellen, denn sie finden sich ja ebenso in den Frauengräbern. Und auch, ob es bereits zu einer Spaltung von „Volksreligion“ und „Thea-Logie“ gekommen ist oder nicht, läßt sich meist recht sicher entscheiden. Denn diese Spaltung drückt sich auch räumlich aus, im Grundriß der Siedlung. Wo, wie im „egalitären“ Neolithikum allgemein, der Kultraum noch mit dem Wohnraum identisch ist, scheint es unwahrscheinlich, daß sich da schon ein Volksglaube abgetrennt hätte, der dann irgendwo draußen am Fluß oder in einer Höhle ausgeübt würde. Die Abtrennung (dazu auch Kapitel 2,2.2./VII) ist doch eher ein Merkmal größerer, gesellschaftlich und räumlich stärker stratifizierter Kulturen, und damit eher ein Problem der nach-neolithischen Epochen. An den steinzeitlichen Kulturen finde ich gerade die schier „unmögliche“ Mischung faszinierend: daß sie nämlich bei dezentraler Organisation, als Dorfkulturen, dennoch über Jahrtausende und (welt)weite Räume eine so einheitliche Gestalt und Weltanschauung erkennen lassen.

Und noch in einer anderen Hinsicht empfinde ich das Fehlen von Inschriften und Beischriften nicht als Mangel, im Gegenteil. Gegenüber späteren schriftlichen Überlieferungen und Denkmälern scheinen mir die uralten Bilder in sich selbst aufrichtiger. Sie dienten eben nicht Nachwelt und individuellem Nachruhm; wo sie beispielsweise im Totenkult ihren Sinn erfüllten, galten sie dem Seelenheil der Toten, und dem der Hinterbliebenen. Aus meist vergänglichem Material gefertigt, meist alles andere als monumental, ist es fast ein Wunder, daß sie auf uns gekommen sind, und viele leben heute mit uns weiter, weil sie begraben worden waren.

1. Schoß, Vulva und weibliche Dreifaltigkeit: „the universal womb“

Von der Altsteinzeit an findet sich das weibliche Schoß-Dreieck („Vulva“, „Yoni“, „Matrix“) nicht nur an der entsprechenden Körperstelle von Figuren, sondern auch als abstrahiertes, abgelöstes Symbol, eingeritzt auf Steine und Höhlenwände, und als Motiv auf Gefäßen (Abb. 10, 11, 12, 13 und 20). Über Jahrtausende gilt es nicht als „Scham“-Dreieck, sondern als „universeller Schoß, die unerschöpfliche Quelle des Lebens, zu der der tote Mensch zurückkehrt, um wiedergeboren zu werden“ (Gimbutas 1974, S. 159; zu den paläolithischen Vulven vgl. König 1979, S. 117ff.) Daß es sich nicht um Fruchtbarkeitszeichen handelt, darauf deutet auch die auffallende Abwesenheit von Darstellungen eines schwangeren Schoßes. Die Fruchtbarkeitshypothese bietet auch Devereux in seinem eigenartig penetranten Buch von 1981 („Baubo - die mythische Vulva“) an. Noch eine Möglichkeit: alle diese Frauen, diese Vulven — waren sie vielleicht für die Lust der Betrachterinnen geschaffen? Devereux zitiert eine Reihe von Untersuchungen, nach denen Frauen durch den Anblick weiblicher Geschlechtsorgane erregt würden. Aber er wäre nicht auch Psychoanalytiker, glaubte er nicht an eine weitere Möglichkeit: daß nämlich die Bilder aus den Sexualneurosen der Jäger entstanden sein könnten, — aus ihrer Angst vor dem verschlingenden Großen Weiblichen. Neben all diesen Deutungen gibt es noch eine esoterische, von der Vulva als zentralem Zeichen matriarchaler Kosmologie, als ein Zeichen für Transformation.

Die sog. „Venus von Laussel“ (Frankreich)
Altsteinzeit



Zeitalter	Periode	Tiere	Menschenfiguren	Vulven
13.000	Magdalénien			
12.000	Magdalénien			
11.000	Magdalénien			
10.000	Magdalénien			
9.000	Magdalénien			
8.000	Magdalénien			
7.000	Magdalénien			
6.000	Magdalénien			
5.000	Magdalénien			
4.000	Magdalénien			
3.000	Magdalénien			

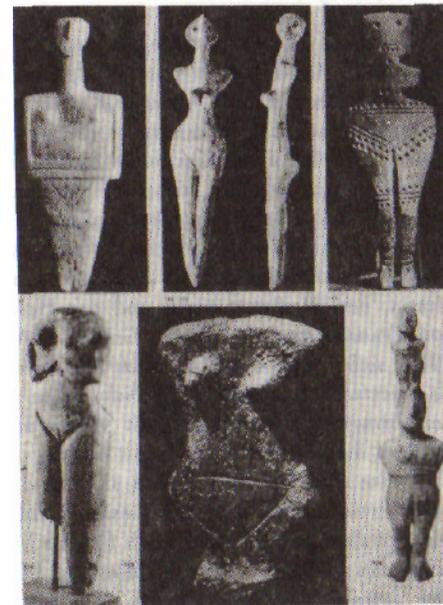
Bildmotive der Altsteinzeit: Tiere, Frauen, Vulven

Phönizische „Göttin“, etwa 2500 v. u.Z.

*Neolithische Göttin (Thrakien). Im Schoß-
dreieck zwei Spiralen*



*Neolithische Frauenfiguren, 4, und 3,
Jahrtausend v.u.Z., aus Kykladen, Sow-
jetunion, Bulgarien, Peloponnes, Rumä-
nien*



Vom weiblichen (Schoß-)Dreieck führt eine direkte symbolische Verbindungslinie zur weiblichen Trias, zur Dreifaltigkeit. Zahlreiche Assoziationen werden mit einer weiblich-magischen Drei verknüpft: Athene, Aphrodite und Hera, also Mädchen, Nymphe und alte Frau, verkörpern drei Lebens-Stadien und -prinzipien; und werden erst viel später dem Urteil des Paris unterworfen; die drei Phasen des Mondes, bei den Griechen verkörpert in der „dreifaltigen Hekate“ — dreifaltig ist sie auch, weil sie nach einer Erzählung von Hesiod „einen Anteil an Erde, Himmel und Meer“ erhalten hatte. Bereits erwähnt hatte ich die Vorstellung von den drei Reichen der Göttin im chthonischen, tellurischen und astralen Raum. Die Göttin Nacht, die nach dem Schöpfungsmythos der Orphiker ihr Weltteil im Schöße der Dunkelheit legte, zeigte sich in der Trinität von Nacht, Ordnung und Gerechtigkeit. Weibliche Dreierheiten treten bereits im Paläolithikum auf (Abb. in König 1979, S. 151), oft in Verbindung mit anderen Symbolen, mit Stier, Himmels vögeln, Monden, Planeten.

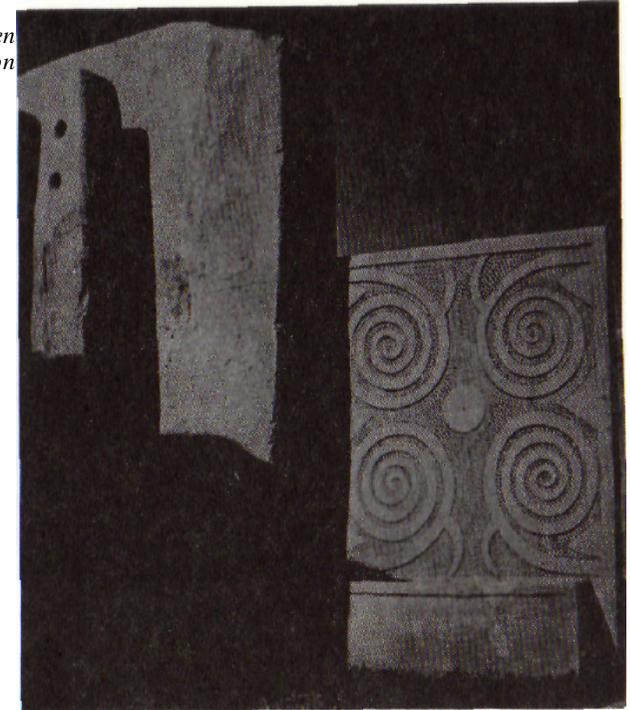
Eine Erinnerung an die einst so selbständig-mächtigen Dreifaltigkeiten stellen die antiken „Drei Mütter“ dar, und die christlich-assimilierten „Drei Marien“, mit denen sich jedoch oft ein heimlich-heidnischer Kultus verband. Am bekanntesten blieben wohl bis heute die „drei Marien“ der Zigeuner, die dem südfranzösischen Fischerort „Saintes-Maries-de-la-Mer“ den Namen und fortlebende Rituale gaben.

2. Geburt und Wiedergeburt aus dem weiblichen „Nabel der Welt“: Kreis, Spirale, Labyrinth

Weibliche Figuren weisen oft bedeutungsvoll mit der Hand auf ihren Nabel (Abb. 10). Abstrahierter wird er als Kreisform, mit oder ohne Punkt drinnen, oder als mehrere konzentrische Kreise abgebildet (Abb. 12 und 15). Gänzlich abstrahiert schließlich nimmt er die Gestalt der weltweit zu findenden Nabelsteine (Omphaloi) an; am berühmtesten in unseren Breiten der Omphalos von Delphi: er galt als der Nabel der Welt, war der Mutter Erde geweiht und Bestandteil des delphischen Orakels, das erst später, mit dem Umbruch zum Patriarchat, unter die „Schutzherrschaft“ Apollons geriet. Der Nabelstein ist verknüpft mit dem Kultus des häuslichen und öffentlichen Herdes, seiner Göttin Hestia, der Weißen Göttin und der Herd-Feuer-Verehrung als zentralem Ort von Transformation. (Ranke-Graves 1960, Bd. 1, S. 63ff., und Ranke-Graves 1981; siehe auch den folgenden Abschnitt über Ahnenkult und die Haus-Frau als Priesterin, und Abb. 27). Nabelstein und Orakel von Delphi sind außerdem beziehungsreich verknüpft mit vielen anderen Symbolen, z. B. der Schlange Python, die über einem Erdsplatt hauste, und der Priesterin Pythia.

Kreise und Spiralen finden sich an der Stelle der Brüste, eingezeichnet ins Schoßdreieck und auf dem Gesäß weiblicher Figuren (Abb. 13, 14 und 15). Die Spiralen stehen dabei auch für das lebensspendende Wasser-Element, symbolisieren vielleicht das spiralförmige Pflanzenwachstum und auch kosmische und astrale Bewegungsabläufe (vgl. Rentmeister 1980a zur Ableitung, und

Steinplatte mit re-liefierten Spiralen und Nebelkreis, Malta, Tempel von Traxien, 3. Jahr-tsd. v.u.Z.



Püree 1975 mit einer Monografie der Spirale); die Spirale bildet auch den symbolischen Kürzel für Schlange und Schlangenergie. „Yin“ heißt sie im östlichen Bereich, als Begriff u. a. für die Erdenergie, die in ihren unterirdischen Wasser- und Kraftlinien des Erdmagnetfeldes durch die Kanäle der Erdkruste eleitet — eine Kraft, der auch die chinesische Kunst der Geomantie große Wirkung beimaß. Als Strömung des weiblichen Erdgeistes läßt sie die Erde ihre prophetischen Dämpfe aus Schluchten und Spalten aushauchen (vgl. Michell 1981, S. 19). Zu geophysikalischen Eigenschaften solcher Heiliger Stätten gibt Cristina Perincioli im folgenden 3. Abschnitt einige Hinweise.

Viefältige Verbindungen bestehen zwischen altem westlichem und östlichem Gedankengut. Tante nicht Eurynome, und erzeugte dabei die große Schlange Ophion, mit der sie sich dann paarte? Auch nach östlichem Konzept kann durch Tanz und Musik die Kundalini-shakti, die „schlangengeringelte weibliche Energie“ erweckt werden. Sie schläft zusammengerollt im untersten, dem Geschlechts-Chakra (Energie-Zentrum). Sie ist die weibliche Energie in latenter Form, nicht nur in jedem Menschen, sondern in jedem Atom des Universums existierend. Männer und Frauen können Kundalini auch durch yogische Techniken wecken — die meisten lassen sie aber lieber schlafen (Literatur: Mukerjee 1982).



Spiralen an der Stelle von Brust und Schoß: Weibliche Tonfiguren aus Cirna (Westrumänien), ca. 14. -12 Jh. v.u.Z.

Nabel, Geburt und Wiedergeburt, Schoß und Spirale verbinden sich in einem weiteren wichtigen Symbol: dem Labyrinth. Seit überhaupt Zeichen in Felsen und Steine geritzt wurden, sind Labyrinth zahlreich darunter, auf der ganzen Welt verbreitet und erstaunlicherweise in immerselber Form (Abb. 16). Bei den matrilinearen Hopi-Indianer/innen heißt das Labyrinth „Tapuat“, „Mutter und Kind“. Dies Mutter-Erde-Symbol steht für den Lebensplan des Individuums, und die „doppelte Sicherheit“ oder Wiedergeburt ist gewährleistet für diejenigen, die dem Plan folgen.

„Der quadratische Typ stellt die geistige Wiedergeburt von einer Welt zur nachfolgenden dar, wie sie durch den Aufstieg selbst symbolisiert wird. In dieser Zeichnung ist die gerade Linie, die aus dem Eingang herauskommt, nicht mit dem Labyrinth verbunden. Ihre beiden Enden bezeichnen die zwei Stufen des Lebens — das ungeborene Kind im Schoß der Mutter Erde und das Kind, nachdem es geboren ist. Die Linie selbst symbolisiert die Nabelschnur und den Pfad des Aufstiegs. Dreht man die Zeichnung so, daß diese Linie senkrecht steht, das freie Ende nach oben, dann sieht man, daß das untere Ende der Linie von einem u-förmigen Arm des Labyrinths umschlungen wird. Die inneren Linien stellen die Eihäute dar, die das Kind im Mutterschoß umhüllen und die äußeren Linien die Mutterarme, die es später halten.“ (Waters 1983, S. 39)

Labyrinth (Beispiel: Hopi)



Labyrinth legte man/frau aber auch als Bauwerke im Freien an. In Europa heißen sie dann „Wurmlagen“, „Babilonen“ und „Troja-Burgen“, und dienten als heidnische Kultstätten für wintersonnenwendliche kosmisch-symbolische Riten. „Jungfrautänze“ hießen diese Orte in Finnland, und in Deutschland tanzte man an gewissen Feiertagen durch diese Steinkreise hindurch rituelle „Jekentänze“ und „Wendetänze“. (Wirth 1979 (1931-36), Bd. III, S. 202ff und 253. Bei Wirth auch eine ungeheure Materialfülle in Bild und Text.)

3. Orte der Kraft, Plätze der Macht — geophysikalische Besonderheiten „heiliger“ Stätten. (Exkurs, von Cristina Perindoli)

Bergspitzen, Quellen, Höhlen, Felsspalten sind Stätten mystischer Erfahrung und spielen in vielen Religionen eine zentrale Rolle. (Zur Erlangung von Visionen ziehen sich die Indianer traditionellerweise auf die ‚Black Hills‘ zurück, Moses erhielt die Gesetzestafeln auf dem Berg Sinai in einem Gewitter, sechs Berge sind mit dem spirituellen Leben Jesu verbunden etc.)

Ihnen gemeinsam ist der dort vorhandene erhöhte Ionengehalt der Luft (elektrisch geladene Teilchen = freie Elektronen und positiv geladene Moleküle), hervorgerufen durch elektrische Ströme in der Erde. Z. B. fließen 20% aller elektrischen Ströme der Erde auf die Berggipfel zu und so ist dort die Luft entsprechend stärker ionisiert: 4000 Ionen/cm, statt 400/cm auf dem flachen Land und nur 10 Ionen/cm in der Stadt.

Elektrische Ströme konzentrieren sich genauso an hohen Bauten, wie Kirchtürmen, Minaretten, Menhiren; dort findet ständig die Entladung zwischen den elektrischen Strömen der Erde und denen des Himmels statt. Bei erhöhter Spannung entladen sich bekanntlich dort die Blitze; wie auch in exponiert stehende Bäume, z.B. Eichen mit ihrem besonders kompakten, gut leitenden Holz.

Aufweiche Weise diese elektrischen Ströme, die damit verbundenen Magnetfelder und ihre Impulse auf den menschlichen Körper und die Psyche einwirken, ist erst in Ansätzen erforscht worden.

Heute sind im Handel Ionen-Generatoren erhältlich, die die verpestete Büro- und Stadtluft mit Ionen anreichern. Sie heben damit nachweislich die Konzentrationsfähigkeit am Arbeitsplatz; wie dies physiologisch zu erklären ist, weiß man noch nicht mit Sicherheit.

Die nichtleitende Brücke in einem Superleiter reagiert sehr sensibel auf Schwankungen des Geomagnetischen Feldes und zwar bis auf 10~H Gauss genau; eine winzige Veränderung in Richtung und Stärke des Geomagnetischen Feldes ruft dabei gewaltige Stromdurchflußveränderungen hervor. Eine solche Superleitfähigkeit vermutet man auch in den Cholesterinmolekülen in den Nervenzellenmembranen, Ein Rutengänger reagiert nachweislich auf noch geringere Spannungsschwankungen von nur 10~12 Gauss (Dubrov 1978, S. 146).

M.A. Persinger untersuchte in einem Aufsatz, welche geophysikalischen Phänomene Träger sein könnten für paranormale Informationen wie Telepathie, Visionen, Vorauswissen,

Als eine Möglichkeit u. a. erwähnte er auch das Hochspannungsfeld, das in der Natur in Normalfall 115-140 V/m beträgt, in höheren Lagen aber entsprechend größer wird. Bei geomagnetischen Stürmen kann sich die Spannung auf 10.000 V/m erhöhen.

Solche atmosphärischen Spannungen bewirken Ströme im menschlichen Körper. Laborexperimente von Leduc, der elektrische Ströme im mikroamperebereich durch den Körper fließen ließ — zwischen Stirn und Hinterkopf oder zwischen Stirn und Beinen — bewirkten bei ihm und anderen Probanden traumähnliche Zustände und Erfahrungen ähnlich wie bei Drogen. Später zeigte sich, daß auch Ströme im Mäillardbereich noch effektiv sind.

(Lit: Aleksander Dubrov, Geomagnetic Field an Life, New York 1978; Michael A. Persinger, „Geophysical Models for parapsychological Experiences“, in: Psychoenergetic Systems, Vol. 1, S. 63-74, 1975; Joan Price, in: Tod unterm kurzen Regenbogen, Hrsg. Stefan Dömpke, Berlin 1982 }

4. Am Anfang war das Ei — Symbol des Werdens und „magische Quelle des Lebens in der Frau und Göttin“

Im eingangs zitierten pelagischen Schöpfungsmythos tauchten Elemente auf, die als kosmogonische Ideen bis ins Paläolithikum zurückverfolgt werden können: Wasser, Wasservogel, Frau und Ei. Ich übersetze zusammenfassend einige Passagen aus Gimbutas 1974 (S. 101 ff. und 163ff.):

„Als Urelement des Universums begriff man das Wasser. Abstrakte Malereien auf Cucuteni-Vasen enthüllen, wie man sich die Bildung der Welt und den Beginn des Lebens aus einem Ei vorstellte, in dem ein Keim lag. Das Ei ist in Wasser gehüllt, das durch parallele Linien symbolisiert wird. Das Symbol der Lebensenergie — die Schlange — windet sich durch oder um das kosmische Ei. Der Beginn des Lebens in einem Ei wird durch das Zusammenringlein von zwei Schlangen oder Rehkälbern verursacht. Diese Tiere befinden sich immer in Opposition, wodurch eine Spannung geschaffen wird. Es scheint, daß ein Kreuz oder ein X in einem Oval dieselbe Idee ausdrückt. Der Keim ist als Punkt oder Linse gezeichnet, manchmal durch Spiralen flankiert . . . Die Idee des Ur-Eis wird auch durch Plastiken ausgedrückt. Alte Mythologien — ägyptische, babylonische, hinduistische, griechische — bewahren Mythen vom Universum als kosmisches Ei, aus dem die Götter entstehen, und das von einer kosmischen Schlange oder, einem kosmischen Vogel geschaffen wurde. Daß ein kosmisches Ur-Ei von einem Wasser-Vogel gelegt wird, ist ein nahezu universeller Mythos zwischen Afrika und der arktischen Zone . . .

(An einer Fülle von Frauenfiguren des Neolithikums finden sich Eiformen an Hüften und Gesäß, plastisch herausgebildet oder aufgemalt, und zwar als *Doppel-Eier*.) Die beiden großen Eier oder Kreisformen an der Rückseite des Körpers der Großen Göttin repräsentieren ihr Potential, ihre Macht. Sie versinnbildlichen die Quelle der nachfolgenden Entfaltung und könnten deshalb *Symbole des Werdens* genannt werden.

Das Ei ist zu beobachten auf Vasen und Gefäßen, die wahrscheinlich mit dem Kult der Großen Göttin verbunden waren. Anthropomorphe — also menschen- bzw. frauenförmige - Gefäße weisen eiförmige Hüften, Schenkel und Gesäße auf. Deckel, Teller, Schalen und Krüge sind mit Ei-Motiven bemalt, oder sie sind dort eingeritzt. . .

Das Doppel-Ei-Symbol auf der Vorder- oder Rückseite von Ost-Balkan und Cucuteni-Figuren ist eines der am häufigsten gebrauchten Motive. Wenn man eine solche Figur durchschneidet, *findet man in ihr tatsächlich ein Doppel-Ei* (Abb. 17). Hier steht es wie-

Doppel-Eier im Bauch von weiblichen Figurinen, auch außen aufgezeichnet (Cucuteni, Sowjetunion, Ende 5. Jahrtausend v.u.Z.)



der für die universelle Lebensquelle, nicht für menschliche Foetusse. Zahllose frauenförmige Vasen tragen das Zwillings-Ei-Symbol. Geteilte, halbierte Eier gehören zum festen Motivschatz ornamentaler Vasen-Malerei. Das Zeichen des geteilten Doppel-Eies als ein Ideogramm (Sinnbild) der Großen Göttin erhielt sich bis in minoisch-mykenische Zeiten.

In der neolithischen Periode gab der Mythos von der Genesis aus dem kosmischen Ei Anlaß für die Entstehung wichtiger Serien von sogenannten 'steatopygen' weiblichen Figuren. 'Steatopygie' bezeichnet einen exzessiven Fettansatz am Gesäß, Archäologen haben, nachdem im 19. Jahrhundert die ersten ethnologischen Berichte über dieses Phänomen bei den Hottentotten bekannt wurden, es fälschlich auf die Kunst und Ideenwelt des steinzeitlichen, Alten Europa übertragen. Die Mischbildung aus Frau und Vogel und kosmischem Ei stattet die neolithischen Figuren dagegen mit einer größeren Würde aus, mit der Würde des Übernatürlichen." (Vgl. auch Abb. 21)



Zwei t-rauensilhouetten,
in Umarmung. Aus
Gönnersdorf bei Koblenz,
ca. 11.000 v.u.Z.

Babies wurden in eiförmigen Pithoi beigelegt (ibid., S. 159), Eier galten noch in der Antike als wichtige Grabbeigaben. Eier standen im Mittelpunkt bacchischer und orphischer Mysterien. Ei-Hüte setzte man bei der Freilassung den Sklaven auf, als Zeichen ihrer Wiedergeburt zu freiem Leben. Das antik-mythische Zwillingspaar der Dioskuren brach aus dem Leda-Nemesis-Ei hervor. Als Leichenspiele für gefallene Helden nahmen die Zirkusspiele ihren Anfang als symbolischer Umlauf der Wagen um das Ei: „In dem eiförmigen Zirkus stehen fünf, sieben oder zehn Holzsäulen, auf ihrer Spitze je ein Ei. Nach jeder Umkreisung der Meta, des Zielsteines, durch die rasenden Gespanne wird ein Ei von einer Säule entfernt. Es ist Anfang und Ende jeden Umlaufs . . ." (Eckstein-Diener o.J., S. 34/35; vgl. auch Rentmeister 1979b, S. 1294/1295; zahlreiche Beispiele für die Verbindung von Matriarchat und Ei-Symbolik bei Bachofen, in „Mutterrecht" und „Gräbersymbolik"; Neumann 1974 auch zur Ei-Symbolik in der Alchemie.) Eier spielen auch im christlichen Wiederauferstehungsritual zu Ostern heute noch eine Rolle, wenn auch in einer alten und tiefen, vor allem weiblichen Bedeutung nicht mehr bewußt. Bachofen schreibt, daß sich bereits in den Plutarchischen Tischgesprächen eine Untersuchung über die Frage findet, was älter sei; das Ei oder die Henne? Ich weiß nicht, was die antiken Männer auf diese taoistisch-verschmitzte Frage geantwortet haben. Ich antworte: beide sind weiblich — nur in verschiedenem Stadium. Also lautet die Lösung: im Anfang war das weibliche Prinzip.

5. Exkurs: Die Steinzeit — eine Weltanschauung ohne männliche Symbolisationen?

Um die Antwort gleich vorwegzunehmen: nein, nicht ganz — aber fast.

Schriften und Theorien von Archäologen und Paläontologen enthüllen, wie sich das phalluszentrische Denken immer und überall auf die Suche nach dem „männlichen Anteil" begibt, jenem Anteil an einer Kultur, mit dem sich der Forscher identifizieren kann und möchte. Was entdeckt er da im Paläolithikum? Die zahlreich gefundenen Statuetten sind grundsätzlich Frauen (Abb. 10, 11, 18); nur wenige Figuren können für Männer gehalten werden, und nicht selten zählt man darunter fälschlich Frauen des „gynandrischen Typus", stark schematisierte Figuren, wo auf zwei runden Brüsten ein langer kopflöser Hals sich aufrichtet.

Die eiszeitliche Höhlenmalerei wurde unter anderem von *Leroi-Gourhan* mit einem eigentlich ganz sympathisch-coolen, skeptisch-agnostisch angehauchten Verständnis untersucht (Leroi-Gourhan 1981). Er kritisiert die Phantasien, die auch Paläontologen zur Religion der Vorgeschichte entwickelt hätten. Aber dann begibt er sich selbst auf das Eis des Genus und entdeckt in der eiszeitlichen Höhlenmalerei zwar „keine Paarungsszenen von Tieren oder Menschen", aber doch eine Reihe von Zeichen, die er dem männlichen Geschlecht zuordnet. Demnach fiel alles ins Reich des Männlichen, was wie ein Zweig oder ein Tannenbaum aussieht . . . Grundsätzlich wollen aber Paläontologen den Pfeil



dem männlichen Geschlecht zuordnen: wo Männer schon nicht als „ganze Männer" abgebildet werden, da sucht der Forscher Zuflucht bei ihrer Jagdtätigkeit, die er ganz selbstverständlich für überlebenswichtig und prestigeträchtig halt. Welche Rolle hat aber die Jagd bei der Ernährung der eiszeitlichen Menschen gespielt? Die Eiszeit war ja in den bewohnten Zonen nicht gar so kalt, wie man es sich gemeinhin vorstellt, und deshalb dürfte die pflanzliche Ernährung, je nach geographischer Region, doch eine nicht geringe Rolle gespielt haben (selbst Flechten sind zum Teil recht brauchbare Nahrungsmittel). Die Altsteinzeit gilt zwar ökonomisch als Epoche der „Jäger und Sammlerinnen", Anthropologische Daten lassen aber die Rolle von Männern in den Gesellschaften gering veranschlagen, falls der Analogieschluß von heute auf damals nicht ganz fehlgeht. Margaret Mead, Fester, Jonas, Pfeiffer und andere sprechen sogar von einer erst im Laufe späterer Zeit „künstlich geschaffenen sozialen Rolle des Mannes" (Fester 1979, Gould-Davis 1977, Jonas 1979, Fromm 1979). Von „sozialer Vaterschaft", dem Horden- oder gar Kleinfamilien-Ernährer (vgl. Abb. 3) dürfte in der Vor-Geschichte ebensowenig die Rede gewesen sein wie bei den heutigen, sogenannten „primitiven Steinzeitmenschen". Die Schulbuchweisheit übertreibt die Rolle des Jägers gewaltig; selbst bei Völkern, die nach diesem Beruf benannt werden, trägt die Jagdbeute maximal 20 Prozent der Nahrung bei; die Jäger der Kalahari z. B. verbringen durchschnittlich zwei Tage der Woche mit Jagen, den Rest mit Waffenherstellung, Putzen derselben, Ritualen und — Muße (Jonas 1979, S. 172), 80 Prozent der Nahrung (Proteine) werden durch die Sammeltätigkeit der Frauen der Jäger beigetragen, weshalb ihre Gesellschaften mit größerer Berechtigung „Sammlerinnen-Völker" genannt werden sollten.

Was ist also mit dem Pfeil? Marie König interpretiert ihn als weibliches Todsymbolsymbol. Annette Laming-Emperaire geht noch weiter, und sieht im Pfeil ein weibliches Sexualsymbol, als eine Abwandlung der Dreiecksform der Vulva. (Im Neolithikum taucht der Pfeil auch als Zeichen für die weibliche Brust auf vgl. Gimbutas 1974, Abb. 121/S. 139!)

Die Situation männlicher Abwesenheit wendet sich auch im Neolithikum nicht zum Besseren. Obwohl das diesbezügliche Hauptwerk von Marija Gimbutas „*Gods and Goddesses of Old Europe*" heißt, ist der Titel irreführend: von insgesamt 250 Seiten über Göttinnen und Frauen bringt es das Kapitel über den männlichen Typus des „Jahres-Gottes" auf nichtmal zwanzig Seiten. Für das anatolische Catal Hüyük versucht der Ausgräber James Mellaart, aus der Abwesenheit männlicher Figuren das Beste zu machen:

„Aus der Liste der gefundenen Skulpturen geht hervor, daß die Statuen weiblicher Gottheiten bei weitem die Zahl der männlichen überwiegen, die außerdem nach Schicht VI überhaupt nicht mehr auftreten (also in den älteren Schichten, C. R.) . . .

Bei den Stuckreliefs erscheinen Göttinnen in anthropomorpher (menschenähnlicher) Gestalt und für das 'Männliche' stehen Stiere und Widder, ausdrucksstärkere Vertreter männlicher Fruchtbarkeit . . ." (Mellaart 1967, S. 178 und 101, Hervorh. C.R., und Abb.19).

Eine andere Art, bildhaft abwesende Männer doch ins Spiel zu bringen, ist, sie zu den Herstellern oder Trägern der Frauenbildnisse zu erklären. Zum Beispiel haben Börsinski/Fischer in Gönnersdorf Hunderte von Ritzzeichnungen und Statuetten gefunden (Abb. 21), die allesamt Frauen wiedergeben. Einerseits geht ihnen aus der Betonung des weiblichen Elements „die große Bedeutung der Frau in der Gesellschaft hervor“, und sie überlegen auch, „ob es sich bei der hier zusammenlebenden Gruppe um eine mutterrechtlich organisierte Sippe handelt“; aber die Gravierungen seien von Männerhand, und die Statuetten würden von Männern um den Hals getragen — so der Interpretationsvorschlag:

„Wenn weiter oben rein gefühlsmäßig angenommen wurde, daß die Mädchen- und Frauengravierungen von Männern angefertigt wurden, so machte man hier in ganz ähnlicher Weise — wenn auch die Möglichkeit einer konkreten Bestimmung bislang nicht gegeben ist — an den persönlichen Besitz einzelner Männer denken. Dabei scheint es aber nicht so, als sei die Frau als Lustobjekt des Mannes gemeint. . .“ (Borsinski/Fischer 1974, alle Zitate von S. 118/119, Hervorh. C.R.; der Ausgrabungsbericht heißt ja auch „Die Mesolithischen Darstellungen von Gönnersdorf. . .“)

Ein letztes Beispiel dafür, wie sich Archäologen als „teilnehmende Beobachter“ erweisen. Auch für die Kykladenkultur des 3. Jahrtausends v.u.Z. ergaben sich fast ausschließlich weibliche Figurenfunde (Abb. 20). Auch Gebrauchsgeräte sind mit weiblichen Symbolen geradezu übersät. Colin Renfrew, bedeutender Kykladenforscher, äußert sich über die Funde folgendermaßen: er spürt, „in der Kunst der Kykladen liegt etwas Frisches und Fesselndes“, er sieht, wie hier die „ersten Schritte zur Schöpfung einer europäischen Kultur getan werden“. Er schließt seine Ausführungen mit einem Gedicht Thomas Carlyles, das für ihn die „Kraft der Ursprünglichkeit“ dieser Kultur ausdrückt, — und wahrscheinlich passieren alle die Frauengestalten dabei vor seinem geistigen Auge Revue, — oder nicht?

„Versetzt euch in die frühe Kindheit der Völker, das erste schöne Morgenlicht Europas, als alles noch in frischem jungem Glanz wie von einem großen Sonnenaufgang lag und als unser Europa erst zu denken, zu sein begann. Staunen, Hoffnung, unendliche Strahlen von Hoffnung und Staunen — wie in den Gedanken eines kleinen Kindes — in den Herzen dieser starken Männer!“ (Renfrew in Thimme 1976, S. 30, Hervorh. C.R.)

Was bedeutet es, wenn das männliche Geschlecht nicht bildlich dargestellt, nicht symbolisiert wird?

„Die biologisch vorprogrammierten und mit allen Primaten gemeinsamen Bedürfnisse der Menschen, denen durch die Symbolisation von Erfahrungen aktueller Bedürfnisbefriedigung kulturell entsprochen wird, beschreibt Weite im Zusammenhang mit ethologischen Studien als *physiologischen Bedarf, Sicherheit, Zugehörigkeit, Aktivität und Kompetenz, Beachtung und Achtung.*“ (Greverus 1978, S. 69)

Bezogen auf die Statuetten heißt das doch nichts anderes, als daß alle die genannten Bedürfnisse für Männer nicht befriedigt werden; Bedürfnisse, die ja bei den Frauen der Vorzeit offenbar vorhanden sind, und warum nicht auch bei den Männern, so sie nur zugelassen würden — dafür spricht auch der bei späteren, nachweisbaren Patriarchaten sogleich einsetzende und nicht geringe Drang

der männlichen Hälfte, sich und ihre Werte zu symbolisieren. „Zurück zur Steinzeit“ lautet ein heute oft benutzter Fluch, und damit meint man einen ganz fürchterlichen und erbärmlichen Kulturzustand. Als Frau in der Steinzeit zu leben - gelebt zu haben —, kann nach dem Zeugnis der Kunst jedenfalls so schlecht nicht gewesen sein.

6. Berge und Wege, Bäume und Pfeiler, Quellen und Brunnen, Grotten und Grüfte der Großen Göttin: Plätze der Macht und Orte der Kraft

Die grundlegende Aussage zu diesem Thema richtet sich gegen die alles-verschlingende freudianische und trivial-dualistische Auslegung der Symbolkultur: genitale Modi und symbolische Modalitäten stehen mitnichten in einem strukturellen Analogie-Verhältnis, wie es Eriksons Psychologie behauptet (Erikson 1979); demnach wäre jeder Turm ein phallisches, jede Umfriedung ein Gebärmutter-Symbol. Das trifft nicht zu für die vorgeschichtlichen, und auch nicht für lange Phasen der geschichtlichen Kulturen. Von Universalität kann keine Rede sein. Ich fasse nur kurz Argumente zusammen, von denen ich andernorts (Rentmeister 1980a) einige ausführlich begründet habe.

- Natürliche Berge gelten in der Vor- und Frühgeschichte als weiblich, und bei zahlreichen Völkern in ihrer indigenen (eingeborenen) Tradition noch bis heute. Oder sie gelten auch als Sitz von Berg- und Felsgöttinnen (Abb. 22). So sind die Himalaya-Gipfel den Sherpa nicht Gegenstand der Lust und des Ehrgeizes, sie zu „bezwingen“ (was ja auch nur ein anderer Ausdruck für „gelungenes Hochklettern“ ist); sie sind vielmehr tief verehrte Gottheiten, „göttliche Mütter“, was man zum „Mount Everest“ umtaufte, ist bei den Sherpa eigentlich die dritte Schwester, die Mijul Langsangma, die „auf dem Gipfel thronende göttliche Mutter der Menschenplätze“; Gaurisankar oder Tseringma, wie sie die Sherpa nennen, ist ihre ältere Schwester, „die gute Mutter des langen Lebens“, (nach Funke 1978, S. 7) Die halbvergessene europäische Tradition der „Frauenberge“ hat Hermann Wirth (1972) in einer kleinen Schrift wieder aufleben lassen. Von hier führt wieder ein Weg zu den erwähnten drei Matronen, den drei Müttern; auf germanischem Boden wurden sie von römischen Besatzern ebenso verehrt, wie von den Landesbewohnern selbst. Als große Heilerinnen betreuen sie auch das Vieh, das bei Viehseuchen zu ihnen auf den Frauenberg getrieben wird. Ihr Symbol sind drei auf der Schneide stehende „Doppeläxte“. Was aber nach dem 3. Jahrhundert u.Z. im Zuge der Christianisierung mit ihnen geschieht, wie aus den mächtigen „drei Müttern“ die „drei frommen Fräulein“ werden, wie das ehemalige heilige Land, die Gemeinerde um die Frauenberge (unter gewissem Zwang, nicht wahr?) ums „ewige Leben“ der Kirche übereignet werden — das gehört in die lange Geschichte der weiblichen Verluste, die sich hinter frommen Ortsnamen wie St. Einbede, Warbede und Wilbede verbirgt. . . .
- Säulen, Pfeiler und Menhire sind nicht zwangsläufig Phallus-Symbole. Wir